

Nr. 31. Bromberg, den 24. August 1922.

Das Auge des Buddha.

Roman von Friedrich Jacobsen.

(Schluß.) ——— (Nachdruck verboten.)

Er sah allerdings nicht den aufquellenden Pulverrauch, denn er hatte den Blick auf die Erde geheftet, aber sein Ohr vernahm den Knall und jenes unheimliche Surren, das wie ein Gruß aus dem Jenseits klingt — dann sagte er sich, daß man auf ihn geschossen, und daß der Schütze sein Ziel verfehlt hatte.

Eine Sekunde lang überlegte er, wer das wohl gewesen sein mochte. An den Neger dachte er nicht, und Perry hatte das Haus ohne Waffen verlassen; die Vermutung lag nahe, daß Judica zur Büchse gegriffen — Weiber handeln impulsiv und es fehlt ihnen die Ruhe, einen Gegner sicher aufs Korn zu nehmen. Ja, diese Kugel war wohl die Quittung für verjährte Schuld, aber Luis empfand darüber keinen Groll; Sulamith, die schöne graziöse Löwin, hatte auch gelegentlich mit der Tatze nach ihm geschlagen, und es war ihr gutes Recht gewesen — das Recht der Vergeltung, dem keine Vorsehung in die Arme greift, sondern höchstens der blinde, törichte Zufall. —

Drüben in der Baracke war inzwischen ein Wechsel eingetreten. Als Luis die Bude verließ, hatte Jwan noch fest geschlafen; jetzt kauerte er auf seiner Strohschütte und rieb sich die Augen.

„Wo kommst du her, Kamerad?"

„Aus dem Blockhaus", entgegnete Luis gelassen und begann seine Sachen zusammenzuräumen.

„Verdammt kurze Antwort! Hat man dich vielleicht zum Frühstück geladen?"

„Nein, das Haus steht leer; Mister Perry und der Neger sind vermutlich zur Jagd aufgebrochen, während wir noch schliefen."

Von dem Schuß hatte Jwan anscheinend nichts gehört; er war vielleicht darüber aufgewacht, aber wir wissen alle, wie das in solchen Fällen geht: ein kurzes Geräusch, das den Schlaf verscheucht, fällt nicht mehr in das wachende Ohr; vielleicht bleibt eine dumpfe Erinnerung zurück, die wir auf das Konto eines Traumes schieben.

Aber das, was Luis jetzt tat, war kein Traum; er rüstete sich offenbar zum Aufbruch, die Jagdtasche war bereits gepackt, und nun steckte er seine Büchse in das Lederfutteral.

Jwan grübelte noch immer auf seinem Strohlager.

„Was hast du denn eigentlich drüben gemacht, Luis?"

„Ich? — Nichts, was dich angeht."

„So — also das geht mich nichts an! Und was soll denn jetzt werden?"

„Ich denke, wir brechen auf."

„Wohin?"

„Das ist ziemlich gleichgültig. Wenn du übrigens noch hier bleiben willst, habe ich nichts dagegen — dann gehe ich eben allein."

Jwan Kasanoff erhob sich langsam von der Erde. Nun war es ja ganz klar, was ihm vorhin nur undeutlich durch den Sinn fuhr; während er selbst arglos schlief, war dieser verräterische Schuft drüben gewesen, hatte den kostbaren Edelstein gefunden und wollte sich jetzt mit seiner Beute drücken. Es war natürlich vorteilhafter, die versprochene Million allein einzusacken, als mit seinem Kameraden zu teilen!

Jwan fühlte eine ungeheure Wut in sich aufsteigen. Mit jener Schlauheit, die geistig beschränkten Menschen innewohnt, unterdrückte er zwar augenblicklich ihren Ausbruch, aber der Tierbändiger Sanchez hätte sie eigentlich aus den nun folgenden Worten ahnen müssen.

Denn mit einer tiefen knurrenden Stimme sagte der Athlet:

„Also du willst allein gehen, mein Junge? Ich glaube fast, es ist das beste — ich glaube — du gehst — am besten allein!"

Nun blickte Luis endlich auf, und da sah er die fürchterliche Faust des Riesen über seinem Kopfe schweben.

Wie eine Löwenpranke —

O nein, er hatte keine Peitsche, er hatte keine Eisenstange, und sein berühmter Blick half ihm gar nichts, denn was da vor ihm zum Schlag ausholte, das war eine zweibeinige Bestie, es war ein Mensch.

Lautlos brach er zusammen. —

Jwan Kasanoff betrachtete mit einem finsteren Lächeln den lang ausgestreckten Körper seines gefällten Gegners.

Mit voller Kraft war der Schlag vielleicht nicht geführt worden, dazu standen die beiden zu nahe beieinander; er hatte auch nicht die Schläfe getroffen, sondern den dickeren Teil des Schädels, aber Luis Sanchez hätte ein Neger sein müssen, um das auszuhalten. —

Also galt es einen Toten zu durchsuchen.

Die Vergangenheit des Russen war gewiß nicht makellos — auch im Zarenreiche trifft bisweilen das Recht mit seiner Verschickung nach Sibirien ins Zentrum — aber dennoch zitterten die Hände des Straßenräubers, als er nun begann in den Taschen seines Kameraden zu wühlen.

Vielleicht gesellte sich auch die Gier hinzu, denn jeden Augenblick hoffte er das kostbare Kleinod zu finden, um deswillen diese Tat geschehen war, aber immer nur kamen wertlose Gegenstände zum Vorschein, die in wilder Hast auf den Fußboden verstreut wurden.

Nichts — gar nichts! — — —

Jwan richtete sich endlich auf und legte die Faust in den Nacken.

Lange dauerte übrigens dieser Zustand der Erstarrung nicht. Es ist richtig, Jwan hatte noch keinen Menschen totgeschlagen, aber dicht davor war er schon mehr als einmal gegangen, und einmal mußte doch der Anfang damit gemacht werden.

Natürlich nur dann, wenn sich nicht doch der Diamant noch fand — denn in diesem Fall wurde Jwan Kasanoff ein anständiger Kerl und opferte der Heiligen Jungfrau eine dicke Kerze. —

Drüben im Hause mußte das Juwel noch irgendwo stecken; die alte Salome hatte ja gesagt, daß der Herr es mitgenommen hatte, und die Alte log nicht. —

Jwan packte seinen Kameraden an den Füßen und schleifte ihn auf das Strohlager; mehr konnte er wahrhaftig nicht für den armen Kerl tun; es tat ihm leid, es tat ihm sogar sehr leid, aber diese Nacht hatte Luis mit Totschießen gedroht — da ist sich doch schließlich jeder selbst der Nächste! —

Drüben im Blockhaus regte sich nichts; daß dort in diesem Augenblick zwei schwache, schutzlose Frauen weilten, war dem Räuber unbekannt; während die eine kam, schlief er noch, als die zweite eintraf, hatte er gerade seine kleine Angelegenheit mit Sanchez zu erledigen.

Aber jetzt wollte er hinüber und selbst nach dem Juwel suchen; vielleicht hatte er mehr Glück damit als dieser — Kadaver. —

Die Flinte konnte ja nichts nützen, denn den Hund hatten die beiden Jäger natürlich mitgenommen; übrigens hätte bei dem Vieh auch ein Schlag genügt....

Hannibal machte ein sehr verdutztes Gesicht; er hatte seinen Mann so sicher aufs Korn genommen, und nun ging der ganz gelassen seines Weges weiter und plinkerte nicht einmal mit den Augen; irgendwohin war die Kugel natürlich gefahren, aber wahrscheinlich in das große Reich der Natur — und es war die einzige ihres Geschlechts.

Unter diesen Umständen begann die Lage etwas bedenklich zu werden; die Maske war auf beiden Seiten abgefallen, es standen zwei entschlossene Männer gegen einen, und dieser eine hatte nicht nur sein Versteck verraten, sondern er war auch waffenlos — so gut wie waffenlos, denn eine abgeschossene Flinte konnte höchstens als Keule benützt werden, und in dieser Beziehung verließ Hannibal sich lieber auf seine eisenharten Fäuste. Er schob daher verächtlich das nutzlose Gewehr beiseite und horchte angestrengt nach der ihm zunächst gelegenen Baracke hinunter; es konnte ja gar keinem Zweifel unterliegen, im nächsten Moment mußten die beiden Feinde hervorbrechen, und was alsdann geschah, das lag in einer sehr umwölkten Zukunft.

Statt dessen geschah zunächst etwas anderes; Lottchen erschien auf der Bildfläche und betrat das Blockhaus. Sie war dem Neger natürlich unbekannt, sie mochte vom Himmel heruntergefallen sein, aber jedenfalls hatte sie in dem vermutlich leerstehenden Hause nichts zu suchen — wenn sich zwei männliche Spitzbuben im Urwald herumtrieben, warum sollte dann ein weiblicher nicht ebenfalls vorhanden sein.

Also Hannibal fühlte als getreuer Diener die Verpflichtung, in das Haus zurückzukehren, und als dieser Entschluß erst bei ihm feststand, führte er ihn auch ohne Rücksicht auf seine eigene Person aus; da unten in der Schlucht hätten alle Grizlybären des Waldes ein Meeting abhalten können, er wäre doch mitten hindurch gegangen.

Er stieg vorsichtig zwischen den Felsen abwärts, betrat den zwischen den Felsen liegenden freien Platz und stand im nächsten Augenblick zwar nicht einem Grizlybär, wohl aber jenem russischen Bären gegenüber, mit dem sich zu messen immer seine geheime Sehnsucht gewesen war.

Und nun hatte die rechte Stunde geschlagen.

Keiner sprach zu dem andern ein Wort. Wozu denn auch aufeinander schimpfen, wie die homerischen Helden es vor den Mauern von Troja getan hatten, bevor sie sich die Schädel einschlugen? Hier war keine Ringmauer, auf der die Genossen kauerten und mit ihrem Zuruf die Kämpfenden anfeuerten; hier war nur der schweigende Urwald, und wenn diese gewaltigen Bäume ein Empfinden gehabt hätten: es wäre der Neid gewesen über den Anblick riesiger Menschenleiber. —

Iwan und Hannibal standen sich etwa auf fünf Schritt gegenüber, und der Russe zog langsam die Jacke aus; der Neger tat desgleichen, zu dieser Vorbereitung ließ einer dem anderen die Zeit. Nun waren sie beide nur mit Hemd und Hose bekleidet, und die gewaltige Muskulatur ihrer Oberkörper wurde sichtbar.

Iwan war entschieden der Stärkere.

Die Natur hatte ihnen wohl die gleiche Anlage mitgegeben, aber bei dem Berufsathleten war sie bis an die Grenze der Möglichkeit ausgebildet; über seiner breiten, jetzt halbnackten Brust wölbten sich die Muskeln wie zwei gewaltige Schilde, an Hals und Nacken liefen sie in mächtigen Strähnen zusammen und lagerten auf den Oberarmen als unförmliche Wülste. Hannibals Körper zeigte die gleichen Umrisse, aber überall in weniger grotesken Formen.

Es waren zwei Athleten, die sich hier miteinander messen wollten, ein schwererer und ein leichterer, und der letztere hatte daher den unschätzbaren Vorteil der größeren Beweglichkeit.

Demgemäß begann er auch den Angriff.

Ein wenig zusammengekauert, wie ein sprungbereiter Panther, umschritt er langsam den Gegner, während sich dieser ebenso langsam um seine eigene Achse drehte, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, und die beiden klobigen Fäuste in Boxerstellung vor der Brust.

Wenn dieser verdammte Nigger nur den Anfang gemacht hätte! Aber er setzte hartnäckig seinen Kreislauf fort, und es blieb dabei zweifelhaft, ob ihm der Mut fehlte, sich auf diesen schwerfällig drehenden Panzerturm zu stürzen, oder ob er seinen Gegner nur ermüden wollte. Fast schien das letztere der Fall, und Iwan fühlte, daß ihm das Blut in die Schläfen stieg. Er sah wie durch einen roten Schleier, geriet in maßlose Wut und stürzte endlich gleich einem Stier vorwärts, um der Sache ein Ende zu machen.

Es war ein wahrhaft entsetzlicher Faustschlag, den er führte, aber mit einer aalglatten Bewegung wich der Äthiopier aus, und Iwan streifte nur die Schulter des Feindes, wobei er selbst um ein Haar zu Boden gestürzt wäre.

Tiefaufatmend machten beide Halt; der erste Gang in diesem schrecklichen Zweikampf war vorüber; Iwan knirschte mit den Zähnen, und Hannibal zeigte fletschend sein prachtvolles Gebiß. Da begann der Russe zu sprechen.

„Gib dich gutwillig, du schwarzer Hund," sagte er, „dann will ich dir bloß die Kehle zudrücken. Sonst soll es dich jeden Knochen im Leibe kosten, jeden einzelnen Knochen, verstehst du wohl?"

Der Neger grinste.

„Hannibal viele Knochen haben, und starker Mann nur zwei Fäuste. Oben im Baum schon Aasgeier sitzen und auf starken Mann lauern."

Der Gedanke war Iwan peinlich. Drinnen in der Baracke lag einer, der sich nicht mehr rührte, und vielleicht kamen schon die Raubvögel, jene unheimlichen Polizisten des Urwaldes, um den Platz zu belagern. Der Mörder warf einen scheuen Blick in das Geäst der Bäume, und diese eine Sekunde wurde sein Verderben, denn er verlor seinen Gegner aus dem Auge, oder zum mindesten dessen nächste Bewegung.

Darauf aber hatte Hannibal gewartet. Wie ein Panther, der die Entfernung zwischen sich und seiner Beute genau abgemessen hat und nun zum Sprung ansetzt, so zog der Afrikaner seine geschmeidigen Glieder zusammen und schnellte mit gesenktem Kopf vorwärts. Sein eisenharter Schädel, diese furchtbare Waffe der äthiopischen Rasse, traf den Russen mitten in die Herzgrube, und der Koloß stürzte mit einem dumpfen Laut zu Boden, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, aber zugleich zum letztenmal.

Denn das bißchen Atemnot hätte ihm wohl kaum geschadet, aber Hannibal kauerte im Nu auf seiner Brust und packte ihn mit beiden Händen zangenartig an die Kehle.

Das war der Moment, wo Judica einen Blick durch das Fenster warf und einen Schrei des Entsetzens ausstieß; dann ergriff sie krampfhaft den Arm ihrer Gefährtin, und beide Frauen stürzten aus dem Haus, um das Schreckliche zu verhüten. Der Neger kniete noch immer auf seinem Opfer und hielt die wild rollenden Augen auf das blaurote Gesicht des Russen geheftet; von seinen nackten Armen lief das Blut herunter, denn Iwan hatte ihm im Todeskampf die Nägel in das Fleisch gekrallt, aber er gab keinen Laut von sich, sondern knirschte nur mit den Zähnen, und die ganze ungebändigte Wildheit seiner Rasse kam in diesem Augenblick zum Durchbruch.

Judica warf sich auf ihn.

„Hannibal, um Gottes willen, er stirbt!"

Sie hätte mit ihren schwachen Händen ebensogut einen Felsblock bewegen können, und sie mußte Zeuge sein, wie der Riesenkörper des Athleten sich langsam streckte und zuletzt regungslos dalag.

Da stand der Neger auf.

Er wischte das Blut von den Armen und sagte ruhig:

„Starker Mann tot sein — Hannibal ihn umbringen — Hannibal wissen, warum."

Iwan Kasanoff war wirklich tot, die Faust des Gegners hatte ihn erwürgt oder ihm das Genick gebrochen, jedenfalls war es klar, daß dieser Stiernacken keine Gewichte mehr auffangen würde.

Und Hannibal bückte sich zu dem Erschlagenen nieder. Ohne sich um die Gegenwart der Frauen zu kümmern, belud er seine Schultern mit dem schweren Körper und trug ihn in die Hütte; aber er kehrte sofort wieder zurück, und sein ebenholzschwarzes Gesicht hatte eine aschgraue Farbe angenommen.

„Hannibal kein Mörder sein," sagte er keuchend — „toter Hund Mörder —"

Es schien fast so, als ob Hannibal die Wahrheit sprach, denn als die entsetzten Frauen die Baracke betraten, lag Luis Sanchez noch immer regungslos auf der Streu, die Bändigeraugen geschlossen und mit einem friedlichen Ausdruck in den schönen Zügen.

Judica kniete neben ihn hin.

Zwischen der Gattin des Neuyorker Millionärs und dem Manne, der seinen kärglichen Lebensunterhalt in täglicher Lebensgefahr erworben hatte — zwischen diesen beiden Menschen lag eine tiefe Kluft, aber sie wurde durch die Erinnerung an jene Tage überbrückt, wo der eine wie der andere einem Beruf gedient hatte, der von vielen gering eingeschätzt wird und dennoch wie kaum ein anderer zusammenschmiedet.

Zur Kameradschaft, zur gegenseitigen Bewunderung, nicht selten bis zu dem Gefühl der Liebe.

Und die ehemalige Kunstreiterin erzählte mit halblauter Stimme ihrer Geschlechtsgenossin, daß sie von dem Tierbändiger geliebt worden sei.

„Ich fürchtete seine wilde Art", sagte sie, „aber dennoch wäre ich vielleicht sein Weib geworden, wenn mein Herz nicht damals an einem anderen gehangen hätte. Und

als ich inne wurde, daß dieser meine Neigung nicht erwiderte, da warf ich alles von mir: meine Kunst und meinen Stolz — und flatterte in einen goldenen Käfig. Ein Jahr lang habe ich hinter dem Gitter gesessen, habe mein Gefieder bewundern lassen und Zucker gepickt, bis das Grauen der öden Stunden um mich schlich wie eine Hauskatze. Wissen Sie, Frau Westen, was die Langeweile vertreiben kann und die Grillen, den Flirt samt allem übrigen Plunder? Das kann die Sorge, und die Furcht und zuletzt die Angst. Diese beiden Männer, die jetzt vom Schicksal ereilt sind, ehemalige Zeltgenossen mit einem zertrümmerten Dasein, sie wurden von einer dunklen Macht auf unsere Fährte gehetzt, sie bedrohten unser Heim, unsere Habe, zuletzt unser Leben. Aber ich möchte ihnen dennoch dankbar sein, denn die Not hat mich mit meinem Gatten zusammengeschmiedet, ich besitze heute endlich das, was Sie Frau Westen, niemals verloren haben."

Auf diese Weise erfuhr Lottchen allmählich den ganzen Zusammenhang, und mitten unter den Schrecken der Stunde wurde ihr Herz leichter. Aber sie vergaß nicht darüber die schönste Aufgabe des Weibes, denn während Judica zusammengekauert dasaß und von vergangenen Dingen sprach, untersuchte die Farmersfrau den blassen hingestreckten Mann, wusch ihm die Schläfen mit Wasser und horchte auf eine Regung seines Herzschlags. Und endlich sagte sie mit tiefem Aufatmen:

„Er lebt. Ich hätte geweint, Judica, wenn es anders gekommen wäre, denn die Schuld eines Menschen mag noch so groß sein, ein Tropfen Liebe kann sie wieder auslöschen. Wer nur einen Tropfen zu verschenken hat, von dem können wir nicht ein Weltmeer verlangen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Niemand kann mehr geben, als er hat.

John Perry, dieser Sohn eines kühlen Volks, dieser Ruhelose und Rücksichtslose, ist auch nach den Begebenheiten jener Tage kein empfindsamer Gatte geworden und kein Ofenhocker, wie ihn manches Weib wünscht.

Aber Judica, in deren Adern das Blut von Magyar und Zigeunerin rollt, die auf der Steppe geboren ward und unter dem Wagenzelt aufblühte — sie begehrt nichts anderes, als der Kamerad ihres Mannes zu sein und sein Wanderleben zu teilen.

Der Grislybär flößt ihr keine Furcht ein, denn Hannibal weicht nicht von der Seite seines Herrn, und seitdem der Sohn Afrikas den russischen Bär bezwungen hat, gibt es nichts Starkes auf der Welt, das sich seiner eisernen Faust nicht beugen müßte.

Ränke und Hinterlist haben ihr Werk eingestellt. Wenn John Perry mit seiner Gemahlin unter dem Glanz eines Kronleuchters erscheint, dann flüstern die Leute wohl von dem köstlichen Juwel an seiner Seite, und Judicas Augen werden mit schwarzen Diamanten verglichen; aber das Auge des Buddha leuchtet nicht mehr auf seiner Krawatte, und indische Reisende, die bis zu den Felsentempeln von Maisur vordringen, rühmen die unverstümmelte Schönheit der hochragenden Marmorstatue. —

In dem Farmerhaus am Tennesseefluß aber behauptet ein glückliches Elternpaar, daß die größte Schönheit der Erde in einer Wiege Raum finde. —

Iwan Kasanoffs Name wird noch bisweilen von den Enakssöhnen des geharkten Sandes mit scheuem Flüstern genannt. Keiner, sagen sie, habe wie er den großen Trick ausführen können, ein niedersausendes Zentnergewicht mit dem Nacken aufzufangen. Und dennoch — so raunen diese Gewaltigen — sollte eine elende Niggerfaust ihm das Genick gebrochen haben.

Dunkel ist das Gerücht, aber dunkler noch der Urwald, in dessen Tiefe sie den Räuber eingescharrt haben. Und dennoch singt auch über diesem einsamen Grabe die amerikanische Nachtigall ihr Lied, und der Geier streicht mit schwerem Flügelschlag vorüber.

Mitleidige Hände haben ein rohes Holzkreuz aufgerichtet — Sturm und Regen zermürben es wieder. —

Drüben in der alten Welt johlt die Galerie ihren Beifall. Da steht wieder Luis Sanchez, der berühmte Bändiger, mitten unter seinen Bestien, und die Tatzen der Raubtiere häkeln in ohnmächtigem Grimm nach der verhaßten Peitsche, die dennoch so unendlich gefürchtet wird.

Kenner der Tier- und Menschenseele behaupten, daß dieser furchtlose Mann dennoch früher oder später ein Opfer seines Berufes werden müsse, denn in den Augenblicken der höchsten Gefahr wird sein Blick mitunter starr, als ob er über das Weltmeer wandle.

Dann hält alles den Atem an......

— Ende. —

Du lieber Abend, komm herein ....

—Von Reinhold Braun.

Du lieber Abend, komm herein!
Wir wollen wie die Kinder sein.
Aus deinem stillen Angesicht
Glänzt uns das schöne Heimwehlicht.
Die Seele labest du uns leicht,
Daß alles Schwere von uns weicht.
Dein Wort ist wie der Mutter Wort,
Und eines werden hier und dort.
All' unsre Freude, unsern Harm
Nimmst du in deinen lieben Arm.
Was sich noch trösten lassen will:
In dir wird alles gut und still. —
Du lieber Abend, komm herein!
Wir wollen wie die Kinder sein!

Edison über die Zukunft der Menschheit.

Thomas Alva Edison hat dem Mitarbeiter eines Pariser Blattes allerlei über seine Pläne und über seine Ansicht von der Zukunftsgestaltung der Welt erzählt. Nachdem er sich über seine Arbeiten und seine Arbeitsmethode verbreitet hatte, wandte er sich auf die Frage des Besuchers, ob man auf eine Lösung des Problems der atomischen Energie rechnen dürfe, das Gespräch der Zukunftsgestaltung auf dem Wege der Erfindung zu. „Man braucht gar nicht an die atomische Energie zu denken", erklärte Edison, „um sich darüber klar zu sein, daß allein die Drehbewegung der Erde um ihre Achse ausreichen würde, uns Licht, motorische Kraft und die gesamte Wärme zu geben, die wir benötigen, ja noch tausendmal mehr. Es wird vielleicht einmal der Tag kommen, an dem es gelingt, uns diese Bewegung nutzbar zu machen, wie man auch damit rechnen muß, daß wir eines Tages Ebbe und Flut des Meeres sowie die Strahlen der Sonne zu praktischen Zwecken ausnutzen werden." Auf die Frage des Journalisten, ob eine solche Lösung nicht mit einem Schlage alle Unstimmigkeiten zwischen Kapital und Arbeit beseitigen müßte, hatte Edison nur ein Lächeln. „Der Sinn dieses Kampfes haftet mit festen Wurzeln in der gesamten Menschheit", bemerkte er. „Es handelt sich dabei nicht nur um Lohn und Arbeitszeit, sondern um ungleich wichtigere Fragen. Es ist ein Gedanke, der sowohl bei den Besitzenden wie bei den Armen immanent ist. So unbegrenzt die Kräfte sind, die noch unserer Erforschung harren, so leicht auch ihre Anwendung sein mag; es gibt in der Tat keinen Fenschen, der auf die Dauer ohne Arbeit zu leben vermöchte. Es ist ein Aberglaube und ein Vorurteil, wenn man annimmt, daß der Müßiggang uns Unterhaltung und Genuß zu bieten vermöchte. Die Arbeit zeigt sich nicht stets in der gleichen Form, aber in welcher Form auch immer sie sich darstellt, immer ist sie Arbeit. Die Schwierigkeiten, die sich zwischen Kapital und Arbeit ergeben, entspringen der Tatsache, daß der Arbeiter das verwickelte Problem der modernen Systeme der Erzeugung und der Produktion und die tausend Einzelheiten, die sich aus dem technischen Produktionsprozeß ergeben, einfach nicht begreift." Edison kam dann auf die Frage der Unterdrückung der Kriege zu sprechen. Er glaubt nicht, daß die Welt am Ende des Krieges angelangt ist, ja er verhehlt sich nicht, daß wir ganz im Gegenteil am Vorabend neuer und gewaltiger Kriegsereignisse stehen, bei denen vielleicht die Zivilisation ihren Untergang findet. Das einzige Mittel, diese Gefahr zu vermindern, sieht der amerikanische Erfinder darin, alle Energie und alle Erfindungskraft für das Ziel einzusetzen, die Kampfmittel auf die Höchststufe der Vernichtungsmöglichkeit zu bringen. Der Krieg wird solange nicht unmöglich sein, wie man der Menschheit nicht die Überzeugung beigebracht hat, daß angesichts der gewaltig gesteigerten Vernichtungskraft der Waffen die Entfesselung der Kriegsfurie einem Selbstmord der Völker gleich zu achten ist. Der französische Besucher glaubte als das Mittel dieser Belehrung die atomische Energie ansprechen zu dürfen. „Soweit mir ein Urteil zusteht", erwiderte Edison, „sind wir noch weit davon entfernt, die Möglichkeit der Fesselung und Ausnutzung dieser Kräfte in den Bereich zu ziehen." Auf den Einwand, daß man in England ja bereits eine atomische Maschine erfunden haben soll, hatte Edison nur ein Lächeln. „Diese angebliche Maschine", so schloß er das Gespräch, „ist nur ein schöner Traum. Bevor wir daran denken, die atomische Energie zu fesseln, haben wir noch eine ganze Reihe anderer Probleme zu lösen. Wir werden vielleicht, wie ich schon bemerkte, einmal dahin kommen, die Bewegung der Erde im Raum uns nutzbar zu

machen. Aber was die atomische Energie anbetrifft, so fehlt zurzeit noch jede Aussicht, die Frage überhaupt zur Erörterung zu stellen."

Der neue Spielbankfürst.

Fürst Louis von Monaco und seine Tochter.

Lange Jahre hat der letzthin verstorbene Fürst Albert Honorius aus dem Geschlecht der Grimaldi in Unfrieden mit seinem einzigen Sohn aus erster Ehe, dem Prinzen Louis, gelebt. Prinz Louis' Mutter, die erste Frau des verstorbenen Fürsten von Monaco, war eine geborene Gräfin Douglas-Hamilton, eine entfernte Verwandte Napoleons III. Die Ehe mit dieser war auf Betreiben des fürstlichen Gatten vom Papst für ungültig erklärt worden, worauf Fürst Albert eine zweite Ehe mit einer geschiedenen Fürstin Richelieu, geborenen Heine, einer Großnichte des deutschen Dichters, eingegangen war. Aber auch diese Ehe ging in die Brüche.

So war es um die Thronfolge in dem paradisischen Fürstentum an der azurenen Küste schlimm bestellt; Prinz Louis hatte sich nach dem Zerwürfnis mit seinem Vater nach Brüssel zurückgezogen, wo er an der Seite einer aus dem Volke stammenden Freundin inmitten eines wenig gut beleumundeten Stadtviertels lebte. Hier schenkte ihm seine Freundin eine Tochter, die in ihren ersten Lebensjahren wie ein Kind aus dem Volke aufwuchs, auf der Straße spielte und von ihren Gespielinnen das nicht eben vornehm klingende Brüsseler Vorstadt-Flämisch annahm. Die Kleine lernte erst in der Schule jenes harte Brüsseler Französisch, über das sich die Pariser so gern lustig machen. Im Alter von 15 Jahren wurde die Tochter des Prinzen von Monaco in ein vornehmes franzsiisches Pensionat geschickt, um Schliff und Bildung zu bekommen, was ihr dank ihrem regen Verstand und ihrer raschen Anpassungsgabe denn auch gelang.

Es dauerte aber lange, bis sich Fürst Albert zur Versöhnung mit seinem Sohne entschloß; aber von seiner Enkelin wollte er vorläufig immer noch nichts wissen. Erst vor drei Jahren ließ er sich im Hinblick auf die Erbfolge in seinem Fürstentum herbei, das junge Mädchen trotz seiner illegitimen Geburt anzuerkennen, was in Paris mit großer Feierlichkeit und in Anwesenheit zweier französischer Minister geschah. Von jenem Tage an hieß die junge Dame, die dereinst berufen sein wird, den monegaskischen Fürstenthron zu besteigen — das salische Gesetz der männlichen Erbfolge besteht für Monaco nicht — Herzogin von Valentino, an welchen schönen Namen sich im Gothaischen Hofkalender noch mehrere enggedruckte Zeilen nicht minder klangvoller französischer Titel und deutscher Adelsnamen (Baronin von Altkirch u. dgl.) anschließen. Vorläufig besteigt nun Fürst Louis von Monaco den goldglänzenden Thron des Spielbankfürstentums, aber eines Tages wird der Zeitpunkt kommen, an dem seine illegitim geborene und von mütterlicher Seite den breiten Volksschichten entstammende Tochter in den Kreis der europäischen Fürstlichkeiten treten wird. Wie sich die schon heute entsetzten Vertreter des sogenannten Legitimitätsprinzips mit dieser Standesgenossin abfinden werden, das ist ihre Sache; die übrige Welt wird sich freilich darob keine grauen Haare wachsen lassen.

□ □ Bunte Chronik □ □



* **Zweistunden-Flug ohne Motor.** In der Rhön sind am 17. August sportliche Leistungen vollbracht worden, die in der ganzen Welt Aufsehen erregen werden. Der Student Martens aus Hannover stieg auf der Wasserkuppe in der Rhön mit seinem motorlosen Segelflugzeug auf, erhob sich etwa 100 Meter über seinen Aufstiegplatz, kreuzte 45 Minuten lang darüber und flog dann, sich lange noch in gleicher Höhe haltend, ins Land hinein. Er landete schließlich nach einem Fluge von 1,06 Stunden bei einem Dorfe zehn Kilometer westlich der Kuppe. Dieser Weltrekord wurde bereits einen Tag später von dem Studenten an der Technischen Hochschule Hannover Hentzen mit 2 Stunden 10 Sekunden geschlagen. Hentzen flog dieselbe Maschine wie Martens, die von der Hannoverschen Waggonfabrik erbaut und von der flugwissenschaftlichen Gruppe der Technischen Hochschule und des Vereins für Flugwesen Hannover konstruiert ist. Hentzen stieg gleich nach Abflug 100 Meter über die Wasserkuppe, ging dann auf 200 Meter und hielt diese Flughöhe dauernd während eines ganz gleichmäßigen Fluges bei. Als nach 1¾ Stunden der Wind abflaute, schloß Hentzen den für den 100 000-Mark-Preis des Rhön-Wettbewerbes erforderlichen Streckenflug an. Er landete an derselben Stelle, wie tags zuvor sein Kommiltone Martens.

*

* **Der „Menschenhandel" in Polen.** Warschauer Blätter berichten nach Informationen des Ministeriums für soziale Fürsorge über den Handel mit lebender Ware, der, nach den Berichten dieser Blätter, in keinem Lande so stark grassiert wie in Polen. Die starke Auswandererbewegung erleichtert den Agenten, die sich zum größten Teile ohne Paß nach Polen schmuggeln, ihre Arbeit. Kinder werden nach Südamerika verschleppt, mit halbwüchsigen Burschen werden lebenslängliche Kontrakte abgeschlossen, die sie zur Arbeit in den Plantagen verpflichten. Im Jahre 1920 konnte die Warschauer Polizei 25 Fälle von Verschleppungen Minderjähriger aufdecken, im nächsten Jahre 27 Fälle. Vier Menschenhändler sind bis jetzt verhaftet worden, vierzehn werden verfolgt. Die Verschiedenheit der Strafgesetze in den einzelnen Teilen Polens erschwert die Arbeit der Polizei. Wenn ein solcher Agent in Galizien gefaßt und abgeurteilt wird, erhält er nach den Strafgesetzbestimmungen 10 Jahre Kerker, für dieselbe Straftat im ehemaligen Königreich Poien nur sechs Monate.

*

* **Die Rolandstatue in Tientsin.** Wie „China Expreß and Telegraph" meldet, gerieten die deutschen Bewohner in Tientsin (China) letzthin in große Erregung über das Verschwinden des Kopfes der Rolandstatue aus dem Tientsin-Klub. Am Tage des Waffenstillstandes im Jahre 1918 wurde dieses deutsche Standbild zerstört, wenn auch nur der Kopf abgeschlagen wurde, der seitdem, wie es heißt, mit der Aufschrift: „Auf daß wir nie vergessen!" im Tientsin-Klub aufbewahrt wurde. Kürzlich wandten sich zwei Deutsche an den Klub wegen Herausgabe des Kopfes, was auch zugestanden wurde, aber der Kopf ist merkwürdigerweise aus dem Klub verschwunden und wurde dort nicht mehr vorgefunden.

*

* **Der unendliche Weltraum.** Von der Unendlichkeit des Weltraumes spricht Professor Dr. Riem in der Monatsschrift „Unsere Welt". Wir wissen, daß das Sonnenlicht etwa 8 Minuten braucht, ehe es auf die Erde gelangt. Von einem Lichtjahr vermögen wir uns schon gar keinen greifbaren Begriff zu machen. Die Sternkundigen rechnen aber mit noch weit größeren Entfernungen. Aber auch die Wissenschaft hat ihre Grenzen. Entfernungen, die größer sind, als etwa 100 Lichtjahre, lassen sich überhaupt nicht mehr messen. Schon die Grenzen unseres Milchstraßensystems, die auf einige tausend Lichtjahre angesetzt werden müssen, sind unmeßbar weit entfernt. Der Astronom Charlier meint, daß wir von einem andern Sonnensystem — vorausgesetzt, daß ein solches überhaupt existiert — unmöglich Kunde haben können. Denn die Entfernung eines solchen von dem unsrigen würde sich verhalten, wie die Entfernung zweier Fixsterne zu ihren Durchmessern. Dieses Verhältnis aber ist zu vergleichen wie ein Stecknadelkopf zu einer Strecke von mehreren 100 Kilometern. Wir erhalten so Entfernungen, von denen wir nicht einmal wissen, ob sie der Lichtstrahl durchmessen kann, oder ob er nicht vielmehr auf dem unvorstellbar langen Wege von dem Äther, der den Raum erfüllt, verschluckt wird.

Kleine Rundschau-Ecke



Der Instanzenweg. Am Bahnhof zu Rudolstadt befand sich folgender Anschlag für das Publikum: „Reisende, welche die Toiletten des Bahnsteiges benutzen wollen, können zu diesem Zwecke durch die Bahnsperre gelangen. Man wende sich an den Schaffner behufs Hergabe des Schlüssels." Ein Spaßvogel hatte darunter geschrieben: „In besonders eiligen Fällen wende man sich an den Generaldirektor in Erfurt." —

*

* **Im Konzert.** Die Sängerin singt: „Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!" Stimme aus dem Publikum: „Haben Sie denn schon 'ne Wohnung?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.